

Eine Zahnbürste für drei Kinder

Heute besitzt jedes Kind eine eigene Zahnbürste, und das bereits, wenn die ersten Zähne herausdrücken. Erst in den Fünfzigerjahren wurde der Zahnpflege Beachtung geschenkt. Damals genügte eine einzige Zahnbürste für drei Geschwister. Überhaupt gingen Körperpflege und Hygiene im Alltag nebenher. Der Spurensucher erzählt aus seiner frühen Jugend.

Ernst Nüesch, Spurensucher | www.handsticklokal-balgach.ch

Eigentliche Besitzerin der Zahnbürste war die älteste Schwester. Sie hatte die Bürste bekommen, weil in der Schule anlässlich des Untersuchs beim Zahnarzt Hartinger die Zahnpflege thematisiert worden war. Wir jüngeren durften die Bürste mitbenutzen. Unsere Eltern brauchten keine solche für ihre Zahnprothesen. Heute bin ich froh, dass ich dank Pflege und Zahnmedizin mit eigenen Zähnen in einen Apfel beißen kann.

Katzenwäsche mit kaltem Wasser

Im ehemaligen Stickerbauernhaus gab es kein Badezimmer. Über ein solches verfügten nur die im Werber neu erbauten Einfamilienhäuser. Darin wohnten unsere Mitschüler, deren Väter Angestellte der Firma WILD waren. Bei ihnen lieferte ein Boiler warmes Wasser. Als Waschplatz diente uns der Schüttstein aus Steingut in einer Ecke der Küche. Der Waschlappen – einer für alle – und ein Tüchlein hingen am Haken an der gekachelten Wand. In einer Kachelschale lag eine grobkörnige Seife. Den Waschlappen brauchten wir nicht regelmässig und die Seife selten. Am Morgen warfen wir uns mit den Händen kaltes Wasser ins Gesicht und rieben den Schlafsand aus den Augen. Mit den noch feuchten Händen kämmte ich meine kurzen Bubenhaare. Da hatten es meine Schwestern nicht so einfach: Beim Flechten ihrer Zöpfe rupfte und zupfte es.

Der Schüttstein diente auch als Waschbecken für den Küchenbetrieb. Hier wurden die Kartoffeln gewaschen, das Nudelwasser abgegossen und Geschirr und Pfannen abgewaschen. Ein hölzernes Tablar, überzogen mit Zinkblech diente als Abtropfbrett.

Wer sich die Haare waschen wollte – meistens im Hinblick auf den Sonntag – erwärmte im «Röhrli» des kleinen Holzofens eine Aluminiumpfanne voll Wasser. Dieses schüttete er über dem Schüttstein auf den Haarschopf. Eine Seife diente als Shampoo. Mutter zögerte die zeitaufwendige Arbeit des Haare Waschens hinaus, indem sie bei der Arbeit ein Kopftuch trug. Nur auf hohe Feiertage leistete sie sich das Waschen, Schneiden und selten das Legen im Salon Monachon in Heerbrugg. Bei ihrer Heimkehr kam sie mir fremd, nobel vor.

Schmidheiny schneidet Haare und rasiert

Vater liess sich bei Rasierer Schmidheiny die Haare schneiden. Zu ihm ging er mittwochs und samstags zur Nassrasur und anschliessend zum Jassen in eine Wirtschaft. Erst Jahre später kaufte er einen elektrischen Rasierapparat.

Schmidheiny war in meinen Bubenjahren auch mein Coiffeur. Er hatte seinen «Salon» in einem ebenerdigen Sticklokal im Mühlacker. Auf der langen Bank hinter dem mit Lesestoff belegten Tisch wartete man, bis man an die Reihe kam. Erwachsene erhielten oft den Vortritt.

Zum Haare schneiden musste ich mich rittlings auf einen Biedermeierstuhl setzen. Coiffeur Schmidheiny sass während der Arbeit auf der breiten Fenstersims. Ich mag mich an zwei Haarschneidemaschinen erinnern. Die erste glich einer Schere. Beim Zudrücken der Schenkel bewegte sich eine kurze Messerschiene hin und her. Die zweite war elektrisch betrieben. Mit dieser fuhr Meister Schmidheiny vom Nacken her durch meine verstrubbelten Bubenhaare nach oben. Je nach Abnutzung der Schermesser rupfte es mehr oder weniger. Sommersüber gab es Mitschüler, die sich einen Kahlkopf für 80 Rappen scheren liessen (lassen mussten).

Blechbadewanne in der Waschküche

Alle 14 Tage war jeweils am Montag grosse Wäsche. Im ehemaligen Sticklokal hatte man im vorderen Teil eine Waschküche eingerichtet. Am Samstag konnten wir baden. Dazu wurde im Waschlappen Wasser mit Holz aufgeheizt. Das Warmwasser wurde aus dem Schiff über Leitungen in die verzinkte Blechwanne geführt. Jenes im Hafen musste mit einem kleinen Kübel herausgeschöpft werden. Im gleichen Wasser, bei Bedarf mit heissem Wasser wieder auf Badetemperatur aufbereitet, badete mehr als eine Person nacheinander. Wir benutzten eine Handseife. Jahre später konnten wir uns den Luxus leisten und uns mit einer Lux-Seife der Werbung entsprechend eincremen. Im Winter trug uns



Kinderfreuden um 1955

Vater – eingewickelt in ein Badetuch – auf den Schultern das kalte Treppenhaus hinauf in die warme Küche. Mutter badete als letzte. In ihrem Badewasser weichte sie die stark verschmutzte Arbeitswäsche übers Wochenende ein. Am Montagmorgen begann in aller Frühe die anstrengende Wäsche, bei der Grossmutter tatkräftig mithalf.

Volkshygiene seit dem Schulhausbau 1916

In der Winterzeit konnten wir uns im Schulhaus Breite unter Duschen waschen. Alle 14 Tage waren die Knaben an der Reihe. Im Kellergeschoss – dort wo heute die Schüler musizieren und ihre Zähne putzen – gab es zwei gangartige Umkleieräume und einen Duschaum. Darin war eine bemalte Grube, belegt und umrahmt mit Holzrosten. Ungefähr zehn Brausen hingen an der Decke. Die Abwartin, Grittli Nüesch, erfüllte die Funktion der Badmeisterin. Weil der Boiler eine beschränkte Kapazität hatte, musste der Ablauf geregelt sein. Auf ihr Kommando durften sich die Schüler unter die Brausen begeben. Jetzt wuschen wir uns mit dem mitgebachten Lappen und der Seife. Aus Ermangelung einer Badehose trugen vereinzelt Unterwäsche. Trödeln konnten wir nicht. Bald hiess es: Fertig! Heraus kommen! Die Unfolgsamen vertrieb die Abwartin, indem sie urplötzlich den Regler auf «kalt» drehte. Mit Schreien und Wegrennen drückten die Schüler ihre Freude oder ihren Ärger aus. Trotz kräftigem Rubbeln mit dem mitgebrachten Tüchli blieb es mühsam, die wollenen Strümpfe hochzuziehen und im «Gstältli» einzuknöpfen.

Tages-Anzeiger statt Closomat

Heutzutage können wir höchst hygienische Ansprüche auch im WC befriedigen. In meiner Jugendzeit verrichteten wir unser «Geschäft» in einem «Löbeli» (im «Abtritt», auf dem «AB»). Ein Stockwerk über dem Jauchekasten gab es einen Raum, in dem auf einer hölzernen Sitzfläche eine Schüssel

eingelassen war. Ein senkrechtes Rohr führte nach unten. Zu Mutters Reinlichkeitsverständnis gehörte eine immer polierte Sitzfläche, was zu manchem Tadel an die männlichen Familienmitglieder führte. Wenig konnte sie aber gegen die aufsteigenden Ammoniakdüfte machen. Oder gegen die Folgen eines kalten Winters, als die Jauche im Rohr unten im Kasten zufror und keine Abflussmöglichkeit mehr bestand. Man stelle sich die Folgen vor! Zum «Spülen» war ein Email-Krug vorhanden, in dem aber im Winter wegen der eisigen Kälte kein Wasser drin war. Als Ersatz leerte Mutter heisses Wasser, das in der Küche übrig war, in die Schüssel und ins Rohr. Einmal stolperte sie und schüttete das Wasser im kalten Gang auf dem Linoleum aus. In kurzer Zeit bildete sich eine Glatteisfläche, die mühsam mit klamm werdenden Fingern weggekratzt werden musste. In einer Ecke der Sitzfläche gab es eine Art Kiste fürs Klo-Papier. Meine Aufgabe war es, mit einem scharfen Messer aus Zeitungsbogen etwa postkartengrosse WC-Papiere zu schneiden. Von der Papierqualität hing das Wohlgefühl beim Säubern ab. Unbeliebt waren Telefonbücher, angenehmer das Stellenanzeiger-Papier des Tages-Anzeigers.

1969: Wir schliessen auf, sind auch «in»

Während meiner Rekrutenschule bauten meine Eltern ein Badezimmer in der ehemaligen Scheune ein: Email-Badewanne, fliessendes Warmwasser, ein Lavabo mit Spiegelschrank, «Abtritt» mit Wasserspülung. War das ein Vergnügen, nach einer anstrengenden Militärwoche in der Wanne zu relaxen! Jetzt konnten sich meine Schwestern im Schrankspiegel stylen und toupieren. Es gab Platz für die Zahnbürsten, von denen schon seit längerem jedes Familienmitglied eine eigene besass. Und ich konnte nun meine Freundin(nen) nach Hause einladen, auch wenn sie aus einem – wie wir glaubten – besseren Wohnumfeld stammte(n).